



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schiller der Demokrat : ein deutsches nationales Drama verherrlicht den politischen Mord.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Schiller der Demokrat.

Ein deutsches nationales Drama verherrlicht den politischen Mord.



Die Sozialistendebatten in den deutschen Parlamenten zeichnen sich naturgemäß durch gelassen ausgesprochene große Worte aus. Das oben angeführte steht in der merkwürdigen Mordverteidigung eines der sozialdemokratischen Abgeordneten. Wenn man uns den Vergleich gestattet, so kam sie uns vor wie die Antwort eines Mannes, welcher auf den Zuruf: „Sieh dich vor, dein Hund ist toll!“ gelassen erwidert: „Das Beißen ist eine uralte berechnete Eigentümlichkeit der Hunde.“ Der Vergleich ist nicht sehr schmeichelhaft, aber er erscheint treffend für die Art, mit welcher solch eine unglückliche Verteidigung über die mit so gewaltigem Ernste gekennzeichnete Thatfache seines Verbrechens hinwegzukommen sucht. Beweise, deren Behauptungen den Grundsätzen des menschlichen Denkens widersprechen, bleiben nicht bloß in Logik und Mathematik ungehört. Auch die leider nicht so exakte Wissenschaft des Staatslenkers verschmäht es, auf sie einzugehen. Richtet sich aber auch ein solcher Beweis mit seiner Behauptung im ganzen selbst, im einzelnen kann er doch manches bringen, was ohne sofortige Vernichtung seinen still fressenden Schaden stiftet und schließlich gefährlicher wird als der wirbellopfge Beweisführer. Wer kennt die Grenzen eines an solcher Stelle ausgesprochenen Wortes, wer weiß nicht von der tiefen Wahrheit der Fabel zu melden, wenn er in seiner Erinnerung nach Fällen forscht, wo wirklich aus der Mücke ein Elefant wurde! Wer bürgt uns dafür, daß man nicht eines schönen Tages — Abends wollen wir lieber sagen — von Schiller dem Sozialdemokraten rede! Das klingt lächerlich; ist es aber so unerhört, daß man hehre Namen ausbeuten kann — mit Erfolg, mit großem Erfolg — für alberne, ja unmenschliche Zwecke? Letzten Winter wurde in Berlin eine Versammlung

Grenzboten III. 1886.

— wir glauben, sie gehörte zu denen, deren Zwecke das zweite Epitheton nicht verdienen — in dem Augenblicke aufgelöst, als eine der *ἐκκλησιαζουσαι* den „Schiller des Volkes“ ins Treffen führte. Ein Beweis, daß ein Polizeileutnant sehr wohl auch Geschmack haben kann. Man lasse den Frauen ihren Schiller, der ihre Würde so hoch besungen hat. Flechten und weben sie aber himmlische Reden ins irdische Leben, so sollten sie ihren Schiller lieber daraus weglassen; er könnte ihnen sonst bedenklich — zu allererst zu ihrem Nachteil — geschädigt werden.

Gewisse Wahrheiten kann man nicht oft genug wiederholen, und gewisse Irrtümer nicht häufig genug widerlegen. Zu den letztern zählt die nun schon hundertjährige politische Legende von Schiller dem Demokraten. Sie ist darum so schwer auszurotten, weil ein in Sachen Schillers schwer abzuweisender Gewährsmann sie aufgebracht hat, nämlich der junge Schiller selbst. Daß der junge Schiller in dieser Beziehung nicht Schiller, daß er hierin eine Zeiterrscheinung ist wie jede andre, wie z. B. jene beiden jungen, nach Tyrannenblut brüllenden und doch sehr bald so lammfrommen norddeutschen Grafen, das will dem nicht historisch geschulten Verehrer freilich schwer in den Kopf. Das ist leider der Erdenrest, welcher dem großen Dichter anhaftet, wie jeder über die Zeit erhobenen großen Persönlichkeit. Das Gedächtnis der Menschheit löst sie ab von ihrer Zeit, sie werden zu Ideen, die dasind wie jede andre, jedes Zeitalter nennt sie die ihren und behandelt sie wie solche rein „aktuell.“ Aber wie der historische Held, so hat auch der große Dichter, bevor er sich zu seinem Ideale höchster Menschlichkeit durchgerungen, der Zeit seinen Tribut gezollt. Bei jenem zeigt dies gleich seine mit ihr eng verwachsene Gesamterscheinung, bei diesem vermittelte es wie zum Fluche jeder, selbst der bloß idealen Vollkommenheit sein Gesamtwerk. Dicht neben jenen höchsten Äußerungen seiner Individualität liegen hier die rohen Trümmer, denen er sie abgerungen hat, und ohne Scheidung mischt sich dem unkundigen Ohre des fernen Hörers die verklärte Stimme des Genius mit den unvollkommenen, wirren Lauten der Zeit.

Die philanthropisch-kosmopolitische Demokratie des deutschen Sturm und Dranges war ein sehr mannichfach zusammengesetztes Wesen; ein wunderliches Gemisch von französischem Nationalismus und englischer Empfindsamkeit, antikem Schulideal und modernem Radikalismus, poetisch ein Bardentum mit Encyclopädiemweisheit, Klopstock und Lessing, kurz, wirklich ein tolles Gebräu, aber von deutschem, von echt deutschem Geschmack. Alte Ideale der vorausgegangenen Jahrhunderte kommen da zum Ausdruck, die Taciteischen Germanen der deutschen Renaissance und die Überzeugungskämpfer, die Volkserlöser, die Weltverbrüderer der deutschen Reformation. Der Kraftstil des sechzehnten Jahrhunderts erwacht und mit ihm die ganze realistische Freizügigkeit des germanischen Kunstgeistes. Das war alles so lange eingedämmt gewesen wie das politische Bewußtsein der Nation und entschädigte sich nun durch tolle Sprünge und Grimassen; das

überthrannt die Tyrannei der Freiheit, da ist das Gesetz nur eine „Schnürbrust, die zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre,“ da hat es „noch keinen großen Mann“ gegeben unterm Gesetz, „aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus,“ da ist jeder Gymnasialabiturient ein Rousseau, und sein drittes Wort ist „Brutus.“ In dieser Welt schrieb Schiller seine „Räuber.“ Ein deutscher Fürst von damals hätte diese Welt nicht geschaffen, wenn er gewußt hätte, daß Schiller darin seine „Räuber“ schreiben würde. Dieser deutsche Fürst hat unglücklicherweise die Zeit der anarchistischen Zeitschriften und nihilistischen Manifeste nicht mehr erlebt. Er hätte diese Welt dann trotz seiner Schöpfungsmühe wieder zertrümmert. Aber die Welt besteht trotz Schillers „Räubern,“ und sie wird bestehen voraussichtlich auch nach den anarchistischen Zeitschriften. Weder die einen noch die andern haben sie wesentlich geändert; denn sie verändert nur das, was sie erhält, was zwar keine Kolosse und Extremitäten ausbrütet, aber sie selbst erschaffen hat, das in sicherer Majestät langsam, aber stetig wirkende, statt zur dürftigen Umkehr des Gegebenen zum gänzlich Neuen, Ungeahnten fortschreitende Triebrad der Welt: das Gesetz.

Wie es damals still und unvermerkt auf abseits gelegnem Eiland die eiserne Klammer schmiedete für die außer Rand und Band gekommene materielle Welt, so mischte es sich leise in die Kopfrevolutionen der tollen Deutschen. Aus der Freiheit' heraus wuchs der kategorische Imperativ der Körper und des Geistes: Napoleon und Kant. Es ist merkwürdig, sie wirkten positiv und individualisierend, die beiden destruktivsten und abstraktesten Helden der Geschichte und Philosophie. Der eine wandelte mit seinen niederschmetternden Triumphen über die politisch im sechzehnten Jahrhundert stehen gebliebenen südlichen und östlichen Nachbarn den Kosmopolitismus der Renaissance in das moderne Nationalbewußtsein, der andre beschränkte bei seiner Kritik des superklugen Rationalismus die vage kosmische Freiheit der theistischen Systeme auf das Individuum, wies von der schemenhaften Menschheit auf den greifbaren Menschen. Beide bewirkten eine Umkehr: die Revolutionäre kehren zu monarchischen Formen, die philosophischen Köpfe zur Poesie zurück. Der citoyen Gille wendet sich mit Ekel von den Schinderknechten in Paris, aus dem revoltirenden Publizisten wird ein stiller Historiker, aus dem materialistischen Strudelkopf der einsame Kantische Idealitätsphilosoph.

Aber Kant ist der „Philosoph der Freiheit,“ und in Schillers „Gebichten dritter Periode“ heißt es noch: „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei — und wär' er in Ketten geboren.“ Kant, der Philosoph der Freiheit, der demokratischen Freiheit? Man könnte fast versucht sein, es den gebildeten Gleichheitsmachern zu glauben, wenn man nicht zufällig seinen Kant gelesen hätte. Man hört die Worte so oft zusammen: Kant — Freiheit, das Gesetz in uns — (mit der geheimnisvollen Miene des Wissenden) der große Königsberger Philosoph. Der hats schon ganz genau gewußt, wie alles dermaleinst kommen würde, aber

er war ein Fuchs, der Alte vom Königsberge: er scharrete seine Weisheit ein in dunkle philosophische Höhlen, damit nur seine Mitfuchse daran kosten könnten. Hat ihm aber alles nichts geholfen. Wir sind rüstige Säger und haben es aufgestöbert. Ob man uns glaube oder nicht, man hört solche Phrasen. Um nur ein Beispiel anzuführen: wer einmal sich davon unterrichten konnte, was sogenannte philosophische Materialisten sich für einen Kant zu ihrem Privatgebrauch zurecht machen, der wird alles für möglich halten. Das Ansehen Kants im heutigen republikanischen Frankreich steht sicherlich zu diesem demokratischen Kant in Beziehung. Es ist gewiß ein Fortschritt des menschlichen Bewußtseins, daß es — äußerlich wenigstens — keine Geheimlehren mehr duldet, daß der Gedanke frei, das Wort Gemeingut ward, aber das Herz könnte einem bluten, wenn man sieht, in welcher Gestalt sie es mitunter werden.

Kants überaus strenge Rechtsanschauung, die im härtesten Gegensatz gegen alle Nützlichkeit- und Sicherungstheorien das Recht um des Rechtes willen geschehen läßt, sein selbst in Schillers Augen fast in abstoßender Gestalt auftretendes Pflichtgebot, seine Meinung von dem entschiednen Gange der menschlichen Natur, dem in ihr mahnenden Gesetze entgegenzuhandeln (das Radikalböse), endlich seine — aus dem architektonischen Prinzip der menschlichen Vernunft abgeleitete — durchgehende Forderung einheitlicher Direktive lassen den wahren Kant in etwas anderm Lichte erscheinen. Ganz anders liegt die Frage bei Schiller. Der Dichter, und sei er selbst ein so subjektiver wie Schiller, spiegelt immerhin eine ganze Welt, nicht bloß von Gestalten, auch von Meinungen; er läßt sich schwer von ihr sondern, sein Geist, über ihr schwebend und sie durchdringend, ist eben so schwer zu fassen wie der des Makrokosmos. Bei Schiller gilt ferner ganz besonders das einschränkende Urteil, welches er selbst über Kants Art fällt, „daß dieser heitere und jovialische Geist gewisse düstere Eindrücke der Jugend u. s. w. nicht ganz verwunden habe.“ Sie kommen gerade bei ihm noch mitunter zum Durchbruch. Dann spöttelt er wohl gelegentlich über „reichsfreiherrliche Philosophie“ und macht Oger aus seinen Tyrannen. Es ist auch in dieser Beziehung ein Glück für ihn gewesen, daß er wieder zum Dichter ward, daß diese „pathologische Seite,“ welche dem Philosophen, dem Historiker „ein grämliches Ansehen“ gegeben hätte, in seine Dichtung hinüberfließen und zur „menschlichen“ Gestalt werden konnte. Wahrlich, er „machte seine Flügel vom Lebensschmutze los,“ indem er Menschen formte. Wie rein, wie überwältigend groß dann seine Persönlichkeit wurde, hat niemand so beobachtet und empfinden dürfen, aber auch können, als sein gewaltiger, diesen Höhenlauf menschlicher Entwicklung bestimmender und begleitender Freund. Man weiß, wie Goethe jede Gelegenheit benutzte, sich vor der Majestät dieser Persönlichkeit zu beugen. Wie man dennoch dazu kommen konnte, aus dieser bis zum Höchstmenschlichen geläuterten Individualität eine Parteinatur und noch dazu die trübere, rohere unter den beiden Grundtypen zu machen, ist bereits

im Eingang angedeutet worden. Für Schillers „demokratische Tendenzen“ sprechen zu bedenklich Epigramme, wie die Freiheit: „Politische Lehre,“ „An einen Weltverbesserer“ und besonders das resignirte Xenion *Majestas populi*:

Majestät der Menschennatur! Dich soll ich beim Haufen
Suchen? Bei wenigen nur hast du von jeher gewohnt.
Einzelne wenige zählen, die übrigen alle sind blinde
Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

Einen fortlaufenden Kommentar zu dieser polarischen Entwicklung bieten die prosaischen Schriften, in welchen der vom Dichter Schiller bekanntlich oft überraschend verschiedene Mensch Schiller redet. Die bezüglichlichen Äußerungen aus der ersten und zweiten Periode sind maßvoller, als man von dem Jüngling Schiller, den man nur etwa aus seinen Dramen kennt, erwarten sollte. Auch hier hat er nicht bloß der „spekulativen Schwärmerei,“ sondern auch der historischen und naturwissenschaftlichen Frühfertigkeit und Raseweisheit des Jahrhunderts seine Opfer gebracht, aber stets in einer Fassung und Umgebung, die den unbefriedigt Ahnenden, den fort und höher Strebenden deutlich kennzeichnen. Aufsätze von so durchgehender Naivität wie jener „Über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde“ mit seinen Rousseauschen Gedanken über rationalistische Zurechtlegungen der Entstehung von Standesverschiedenheit, Eigentum, Königsgewalt werden in Schach gehalten durch den um ein Bedeutendes reiferen „Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon.“ Die kleine Abhandlung „Über Völkerverwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter“ mit ihren ersten Ansätzen zur Würdigung des Mittelalters bildet unter den historischen einen völligen Einschnitt, wie der Aufsatz „Über Anmut und Würde“ unter den philosophischen. Er behandelt zwar auch hier noch Natur „die gute Mutter,“ d. h. die Realität, „mit jenen harten Ausdrücken,“ welche Goethe „diesen Aufsatz so verhaßt machten.“ (Zur Naturwissenschaft im allgemeinen. Einwirkung der neuern Philosophie.) Man sieht, wie schwer es ihm wird, „das Evangelium der (absolut guten) Freiheit, das er predigte,“ nicht bloß mit „den Rechten der Natur,“ sondern selbst mit dem Kantischen Gesetz in Einklang zu bringen. Nicht der Imperativ, sondern die Kritik des absoluten Determinismus und vor allem das Postulat war es, was ihn zuerst zu Kant heranzog. Rührend klingt das aus Sätzen heraus wie folgender: „Über die Sache selbst kann nach den von ihm (Kant) geführten Beweisen unter denkenden Köpfen, die überzeugt sein wollen, kein Streit mehr sein, und ich wüßte kaum, wie man nicht lieber sein ganzes Menschsein aufgeben, als über diese Angelegenheit ein andres Resultat von der Vernunft erhalten wollte.“ Aber vor der „Härte, mit der die Idee der Pflicht in der Kantischen Moralphilosophie vorgetragen wird,“ schreckt er zurück; er versucht sie von dem System abzulösen und nur zu einem Korrektiv des „schlaffen Zeitcharakters“ zu machen. Kant „war der Drako seiner Zeit, weil sie ihm eines Solons noch nicht wert und empfänglich

schien.“ Doch ist der Einfluß des Radikalbösen und die Eindrücke gerade der Zeit, in welcher die Schrift entstand (sie erschien 1793 im zweiten Stück der neuen „Thalia“) bereits sehr deutlich. „Was die Natur mit unermüdeten, stiller Thätigkeit erbaute, wird oft wieder umgerissen von der Freiheit, die gleich einem anschwellenden Strome über die Ufer tritt.“ Schiller entlehnt seine Bilder im philosophischen Vortrage sehr gern den politischen Verhältnissen. Das früher so beliebte Ideal der Republik fehlt auffallenderweise hier vollständig. Dagegen erscheint jetzt zur Veranschaulichung des einen ästhetischen Extremis die „rohe Materie in Freiheit,“ das Bild „einer wilden Despotie, wo der Bürger durch Aufkündigung des Gehorsams gegen den rechtmäßigen Oberherrn so wenig frei, als die menschliche Bildung durch Unterdrückung der moralischen Selbstthätigkeit schön wird, vielmehr nur dem brutaleren Despotismus der untersten Klassen, wie hier die Form der Masse, anheimfällt.“ An der Stelle, wo man zuerst den Vergleich mit der Republik erwarten sollte, bei der Erörterung des angestrebten Resultats, des freien Spiels der sinnlichen und geistigen Kräfte, der Aufhebung des Gegensatzes zwischen „soll“ und „darf,“ zwischen Pflicht und Neigung, wird mit ausdrücklicher Hinweisung auf ihre (hier sehr bedeutende) Übereinstimmung folgende „bildliche Vorstellung“ ausgeführt: „Wenn ein monarchischer Staat auf eine solche Art verwaltet wird, daß, obgleich alles nach eines Einzigen Willen geht, der einzelne Bürger sich doch überreden kann, daß er nach seinem eignen Sinne lebe und bloß seiner Neigung gehorche, so nennt man dies eine liberale Regierung.“ Daran schließt sich noch als eine in unserm Zusammenhang wichtige Einschränkung die Bemerkung, daß „man großes Bedenken tragen würde, ihr diesen Namen zu geben, wenn der Bürger seine Neigung gegen den Willen des Regenten behauptete; denn in solchem Falle wäre sie garnicht Regierung.“

Als der Hofrat und Professor Friedrich Schiller im Jahre 1793 sein Heimatland wieder sah, das er vor zwölf Jahren als Rebell und Flüchtling verlassen hatte, war es wohl natürlich, daß die Genossen seiner Jugend ihn kaum wiedererkannten. Ein ernster, stiller Mann war aus dem berühmten Regimentsmedikus geworden, der damals aus dem „Räuficht“ entwich, dessen „Geist nach Thaten dürrte“ und dessen „Atem nach Freiheit,“ der „mit dem Worte: Mörder! Räuber!“ den erschreckten Schwaben „das Gesetz unter die Füße rollte.“ Er war ein vornehmer Mann geworden, etwas Unnahbares lag in seinem Benehmen, und der Unvorbereitete trat wohl schon einen Schritt zurück vor dem langen, blassen Manne mit der schlechten Haltung und den hoheitsvollen Zügen, mit dem feurigen Haar und den ruhigen Augen, jenen Augen des „heiligen Willens,“ in denen „hoch über der Zeit und dem Raume webt lebendig der höchste Gedanke.“ Die Freiheit der Gedanken, sie war seine Zuflucht geworden, nachdem er den „ewigen Abgrund“ erkannt hatte, der Menschliches vom Göttlichen trennt; er opferte das heilige Palladium seines Menschentums nicht, aber er trug es in die „heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen,“ er „ließ die Schönheit

der Freiheit vorangehen," er urteilte, „daß man, um jenes politische Problem in der Erfahrung zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen muß, weil es die Schönheit ist, durch welche man zur Freiheit wandert.“ Damals schrieb er die Briefe „Über die ästhetische Erziehung des Menschen,“ sein ästhetisches und wohl auch sein politisches Glaubensbekenntnis. Bei ihrer Konzeption waren seine Blicke als Philosoph und Weltmann noch erwartungsvoll auf den politischen Schauplatz geheftet, „wo jetzt, wie man glaubt, das große Schicksal der Menschheit verhandelt wird.“ Damals schien es ihm noch, daß „eine Frage, welche sonst nur durch das blinde Recht des Stärkern beantwortet wurde, nun vor dem Richterstuhl reiner Vernunft anhängig gemacht sei,“ er „rechtfertigt den Versuch eines mündig gewordenen Volkes, seinen Naturstaat in einen sittlichen umzuformen,“ vor dem sittlichen Menschen ist dieser gewordene Naturstaat nur „das Werk blinder Kräfte“ ohne eine Autorität, „vor welcher die Freiheit sich zu beugen brauchte,“ denn schließlich „muß alles sich dem höchsten Endzwecke fügen, den die Vernunft in seiner Persönlichkeit aufstellt.“ Allein schon im weiteren Verlaufe dieser Untersuchung erkennt er, daß „der physische Mensch wirklich, der sittliche dagegen nur problematisch ist,“ er erkennt, daß seine „den Naturstaat aufhebende Vernunft“ den wirklichen Menschen an den problematischen wagt, daß sie „die Existenz der Gesellschaft wagt an ein bloß mögliches Ideal von Gesellschaft.“ Jedoch dies Ideal ist „moralisch notwendig,“ es muß in der Idee vorhanden sein, wenn die Würde des Menschen gewahrt bleiben und zu möglichster Verwirklichung gelangen soll. „Das große Bedenken ist, daß die physische Gesellschaft in der Zeit keinen Augenblick aufhören darf, indem die moralische in der Idee sich bildet, daß um der Würde des Menschen willen seine Existenz nicht in Gefahr geraten darf.“ Es gilt also ein Mittel zu finden, welches unbeschadet dem Bestehen der Gesellschaft den einzelnen Menschen und somit letzten Endes die Gesamtheit jenem Ziele näher bringt, ein Mittel, welches die Gesellschaft „von dem Naturstaate, den man auflösen will, unabhängig macht“ und trotzdem „eine Stütze für ihre Fortdauer“ bildet. „Diese Stütze findet sich nicht in dem natürlichen Charakter des Menschen, der, selbstüchtig und gewaltthätig, viel mehr auf Zerstörung als auf Erhaltung der Gesellschaft zielt; sie findet sich ebenso wenig in seinem sittlichen Charakter, der, nach der Voraussetzung, erst gebildet werden soll, und auf den, weil er frei ist und weil er nie erscheint, von dem Gesetzgeber nie gewirkt und nie mit Sicherheit gerechnet werden könnte.“ Das Ergebnis ist also wiederum ein ideales: „Es käme darauf an, von dem physischen Charakter die Willkür und von dem moralischen die Freiheit abzusondern — es käme darauf an, den erstern mit Gesetzen übereinstimmend, den letztern von Eindrücken abhängig zu machen — es käme darauf an, jenen von der Materie etwas weiter zu entfernen, diesen ihr um etwas näher zu bringen — um einen dritten Charakter zu erzeugen, der, mit jenen beiden verwandt, von der Herrschaft bloßer Kräfte zu der Herrschaft der

Gesetze einen Übergang bahnte und, ohne den moralischen Charakter an seiner Entwicklung zu verhindern, vielmehr zu einem sinnlichen Pfande der unsichtbaren Sittlichkeit diene." Einen solchen dritten Charakter erzeugt nun die ästhetische Erziehung. Kann ihr Resultat aber jemals ein solches sein, daß es der „den Naturstaat aufhebenden Vernunft“ die erforderliche Stütze mit den nötigen Garantien gewährt? Die Antwort wäre — nach seinen Bedingungen — positiver zu geben als bei Schiller. Jeder individuelle Mensch trägt ja nach seiner Voraussetzung „einen reinen, idealischen Menschen in sich,“ und der Staat (Ideal- und Naturstaat wird hier nicht unterschieden) ist ja nichts anderes als die „Repräsentation dieses reinen Menschen, der sich, mehr oder weniger deutlich, in jedem Subjekt zu erkennen giebt,“ nichts als die „objektive und gleichsam kanonische Form, in der sich die Mannichfaltigkeit der Subjekte zu vereinigen trachtet.“ Hat nun ästhetische Erziehung die von ihr gerühmte Kraft, jenen „dritten Charakter“ zu schaffen, aus dem individuellen Menschen den versteckten idealen soweit herauszulocken, daß er eine Stütze für den sich bildenden Vernunftstaat wird, warum setzen wir nicht alle Hebel in Bewegung, um dies so sichere Ziel sobald als möglich zu erreichen? Warum lassen wir diese Wunderkraft ungenutzt? Warum quälen wir uns in einem engen, unsichern Dasein, warum behelfen wir uns, um dies zu erhalten, mit komplizierten, niemals zuverlässigen Staatsmaschinerien, statt einfach unser Zauberwerk in Bewegung zu setzen, ästhetische Erziehung in Aktion treten zu lassen und so sofort jenen Mittelzustand herbeizuführen, in welchem „der Mensch der Zeit mit dem Menschen in der Idee zusammentrifft“? Dann wird der einzelne (empirische) Mensch Staat, ohne seine Individualität aufzugeben, der Staat als „der reine Mensch“ braucht „den empirischen nicht mehr zu unterdrücken“ und kann doch seine Würde als objektive, kanonische Form aller Individuen bewahren. Man könnte freilich einwenden, daß es überflüssig sei, solche Folgerungen erst zu ziehen, da Schiller selbst daran nicht gedacht hat. Andre politische Künstler und künstlerische Politiker aber haben in unserm Jahrhunderte ernsthafte Theoreme darauf gebaut, es diene daher zum Beweise, daß auch das Ausdenken dieses revolutionären Gedankens an Ungeheuerlichkeit verloren hat. Für Schiller gilt dies noch nicht. Überdies war er zu sehr der Mann des Unbedingten, um an pedantischen Anpassungen des Ideals Gefallen zu finden, geschweige denn an Zerrbildern. Schon manches in den obigen Äußerungen hat uns angedeutet, daß er sich schließlich wie mit dem moralischen Gesetze so auch mit dem Staate, seinem Vertreter, so gut es ging, ausöhnte. Geschichte und Drama hatten ihm gelehrt, daß „in seinen Thaten sich der Mensch male.“ Er beurteilt ihn nicht mehr nach seinen Ideen, er sieht und sieht mit Entsetzen, „wie er sich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet.“ „In den niedern und zahlreichern Klassen stellen sich uns rohe, gesetzlose Triebe dar, die sich nach aufgelöstem Bande der bürgerlichen Ordnung entfesseln und mit unlenkbarer Wut zu ihrer tierischen Befriedigung

eilen. Es mag also sein, daß die objektive Menschheit Ursache gehabt hätte, sich über den Staat zu beklagen; die subjektive muß seine Anstalten ehren. Darf man ihn tadeln, daß er die Würde der menschlichen Natur aus den Augen setzte, so lange es noch galt, ihre Existenz zu verteidigen? Daß er eilte, durch die Schwerkraft zu scheiden und durch die Kohäsionskraft zu binden, wo an die bildende noch nicht zu denken war?" Wiederum als zeitgemäße Anspielung erscheint folgender allgemeine Satz: „Seine (des Staates) Auflösung enthält seine Rechtfertigung. Die losgebundene Gesellschaft, anstatt aufwärts in das organische Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück.“ Zeigt sich somit auf dieser Seite die prohibitive Notwendigkeit des Staates greller als je, so bietet auf der andern (seinen positiven Nutzen betreffend) „der Anblick der zivilisirten Klassen“ weniger als jemals Hoffnung, ihn durch Kultur entbehrlich gemacht zu sehen. „Hier Verwilderung, dort Erschlaffung.“ Die „Depravation des Charakters“ der obern Klassen empört umsomehr, „weil die Kultur selbst ihre Quelle ist.“ „Die Aufklärung des Verstandes, deren sich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im ganzen einen so wenig veredelnden Einfluß auf die Gesinnungen, daß sie vielmehr die Verderbnis durch Maximen befestigt. Wir verleugnen die Natur auf ihrem rechtmäßigen Felde, um auf dem moralischen ihre Tyrannei zu erfahren, und indem wir ihren Eindrücken widerstreben, nehmen wir ihre Grundsätze von ihr an. Die affektirte Dezenz unsrer Sitten verweigert ihr die verzeihliche erste Stimme, um ihr in unsrer materialistischen Sittenlehre die entscheidende letzte einzuräumen. Mitten im Schoße der raffinirtesten Geselligkeit hat der Egoismus sein System gegründet, und ohne ein geselliges Herz mit herauszubringen, erfahren wir alle Ansteckungen und alle Drangsale der Gesellschaft.“ Endlich, nach dieser für unser Thema wichtigen Kritik des sozialen Verdienstes der obern Klassen, noch eine kleine Abschweifung in die bezüglichlichen Ausführungen, die heute vielleicht mehr am Platze sein dürften, als zu der Zeit, da sie geschrieben wurden. „Nur in einer völligen Abschwörung der Empfindsamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft heilsam züchtigt, lästert mit gleich wenig Schonung das edelste Gefühl. Die Kultur, weit entfernt, uns in Freiheit zu setzen, entwickelt mit jeder Kraft, die sie in uns ausbildet, nur ein neues Bedürfnis; die Bande des Physischen schnüren sich immer beängstigender zu, sodaß die Furcht, zu verlieren, selbst den feurigen Trieb nach Verbesserung erstickt und die Maxime des leidenden Gehorsams für die höchste Weisheit des Lebens gilt. So sieht man den Geist der Zeit zwischen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwischen Unnatur und bloßer Natur, zwischen Superstition und moralischem Unglauben schwanken, und es ist bloß das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen setzt.“

Nach solchem Bekenntnisse erscheint es zweifelhaft, ob Schiller bei irgend einem Volke jene „Totalität des Charakters“ für möglich hielt, die fähig und

würdig machen soll, „den Staat der Not mit dem Staate der Freiheit zu vertauschen.“ Wie er über die Grenzen des „ästhetischen Staates“ dachte, in dem „das Ideal der Gleichheit erfüllt wird, welches der Schwärmer so gern auch dem Wesen nach realisiert sehen möchte,“ zeigt der Schluß der ästhetischen Briefe. „Existirt ein solcher Staat, und wo ist er zu finden? Dem Bedürfnisse nach existirt er in jeder feingestimmten Seele; der That nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln finden, wo nicht die geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern eigne schöne Natur das Betragen lenkt, wo der Mensch durch die verwickeltesten Verhältnisse mit kühner Einfalt und ruhiger Unschuld geht, und weder nötig hat, fremde Freiheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzuerwerfen, um Anmut zu zeigen.“ Welche politische Form er zur steten Aufrechterhaltung der Möglichkeit solcher höchsten menschlichen Gemeinschaft am geeignetsten erachtete, besagt aufs neue der vorhergehende Gedanke: „Wenn es wahr ist, daß der schöne Ton in der Nähe des Thrones am frühesten und vollkommensten reift, so müßte man auch hier die gütige Schickung erkennen, die den Menschen oft nur deswegen in der Wirklichkeit einzuschränken scheint, um ihn in eine idealische Welt zu treiben.“

Wir glauben uns berechtigt, nunmehr folgende Worte aus dem vierten der ästhetischen Briefe als Quintessenz von Schillers politischer Überzeugung hinzustellen: „Eben deswegen, weil der Staat eine Organisation sein soll, die sich durch sich selbst und für sich selbst bildet, so kann er auch nur insofern wirklich werden, als sich die Teile zur Idee des Ganzen hinaufgestimmt haben. Weil der Staat der reinen und objektiven Menschheit in der Brust seiner Bürger zum Repräsentanten dient, so wird er gegen seine Bürger dasselbe Verhältnis zu beobachten haben, in welchem sie zu sich selber stehen, und ihre subjektive Menschheit auch nur in dem Grade ehren können, als sie objektiv veredelt ist. Ist der innere Mensch mit sich einig, so wird er auch bei der höchsten Universalisirung seines Betragens seine Eigentümlichkeit retten, und der Staat wird bloß der Ausleger seines schönen Instinktes, die deutlichere Formel seiner innern Gesetzgebung sein. Setzt sich hingegen in dem Charakter eines Volkes der subjektive Mensch dem objektiven noch so kontradiktorisch entgegen, daß nur die Unterdrückung des erstern dem letztern den Sieg verschaffen kann, so wird auch der Staat gegen den Bürger den strengen Ernst des Gesetzes annehmen und, um nicht ihr Opfer zu sein, eine so feindselige Individualität ohne Achtung darniedertreten müssen.“ Verlangt jemand nach diesen abstrakten philosophischen Formeln noch nach einer leichtfaßlichen, sinnlichen Darstellung derselben, so verweisen wir ihn auf die gutmütig spottende Weisheit der Epigramme:

An die Gesetzgeber.

Setzet nur immer voraus, daß der Mensch im ganzen das Rechte
Will, im einzelnen nur rechnet mir niemals darauf,

und

Die beste Staatsverfassung.

Diese nur kann ich dafür erkennen, die jedem erleichtert
Gut zu denken, doch nie, daß er so denke, bedarf.

So sind wir wiederum beim Dichter Schiller angelangt. Diese Grenze, wo der Denker sich mit dem Dichter berührt, muß bestimmend sein für die Auffassung der etwaigen „Parteitendenz“ seiner Dichtung. Trotzdem dürfte noch ein kurzes Eingehen auf diese letztere für unser Thema erspriesslich werden. Nicht für unsern besondern Fall, denn es ist ein billiges Vergnügen, aus einem Dichter — und namentlich einem dramatischen — für und gegen eine Ansicht Belege herauszufischen. Aber die allgemeine Bedeutung der Frage tritt dadurch vielleicht in ein helleres Licht, ob und inwiefern ein Dichter — ein Dichter! man muß das Wort heutzutage ganz besonders aussprechen — einer Partei dienen kann. Sie so zu beantworten, wie es ein zum Gemeinplatz gewordenes Dichterwort thut, erscheint mit Recht trivial und wird daher nicht selten sehr erfolgreich ironisch oder komisch gewendet. Unter den größten Dichtern aller Zeiten erscheinen entschiedene „Befenner,“ man denke an Aristophanes und an den Aristophanischen Gegensatz von Aischylos und Euripides, an Dante, an Milton. Shakespeare zeigt sich als rücksichtsloser Verächter des bei ihm durchweg als Pöbel auftretenden Volkes und neigt oft zweifellos zur aristokratischen Oligarchie und zu feudalen Einrichtungen. Moliere war starrer Katholik und Gegner des *seul roy*, Corneille wurde von Richelieu als *frondeur* behandelt. Je weiter die Geschichte und mit ihr, wie es fast den Anschein hat, der Parteienkampf fortschreitet, desto mehr ließen sich Beispiele häufen. Nahm sich schon der antike Dyrer und Epiker, ja der Dramatiker heraus, im Sinne seines Volkes und Stammes die Stoffe seiner Lieder zu wählen und zu gestalten, um wieviel mehr wird es dem in diesem Punkte noch sensibler gewordenen modernen erlaubt sein, ein Herz zu haben für sein Vaterland und seine Sprache, für sein Volk, seine Eigenart und Sitte! Wenn ewige Rechte der Menschheit in Frage kommen, wenn dämonische Mächte von irgend welcher Seite her des Lebens Höchstes zu vernichten drohen, ja schon, wenn dem geringsten Einzelnen im Weltwirnis sein Menschheitserbe, sein Recht verkürzt wird, wird da der Dichter nicht unter den ersten aufstehen und mit seiner eindringlichen Stimme Klage rufen gegen die Empörer? Wir sind also weit entfernt, kosmopolitische Indolenz und „objektiven“ Naturalismus als absolute dichterische Ideale hinzustellen. Aber der Dichter soll sich hüten, Rhetor zu werden und uns mit kleinlichen Plaidoyers und den Zielen des Tages zu behelligen, er trage nur soviel von seiner Partei in die Dichtung hinein, als sich mit ihr, d. h. dem allgemein Menschlichen, verträgt, er sei ein Herold der Zeit, aber nicht ihr Viktor. Selbst der Lustspielsdichter, der Satiriker wird sich als Dichter nur soweit in die Dienste einer Partei stellen, als sie die Ausschreitungen einer andern in Schach hält. Ihre eignen Ausschrei-

tungen wird er sich auf seinem Gebiete sehr wohl hüten mitzumachen. Das klingt selbstverständlich, ist es aber durchaus nicht. Es setzt einen sehr klaren und umfassenden Geist voraus, und von den „Tendenzdichtern“ unsrer Zeiten wird es so ziemlich in jedem Werke außer Acht gelassen.

Auch Schiller will man dieser Schwäche zeihen, gerade ihn sollen wir zu den Tendenzdichtern zählen, ihn, der wie kein anderer je sich über sich selbst erhob. War Schillers Ideal der Freiheit, wie es auch seine Dramen belebt, ein Parteideal, ein revolutionäres Programm? Findet sich darin auch nur ein provozirendes Element, bürgerliche „Piquen gegen Pfaffen und Fürsten,“ wie bei Lessing? Goethe, der solche bei dem großen Pfadfinder unsrer Literatur gutmütig neckend anmerkt, hat sich im Gegensatz dazu gewundert, wie sein aristokratischer Freund, „der unter uns weit mehr Aristokrat war als er (Goethe),“ wie Schiller zu dem „merkwürdigen Glück“ kam, „als besondrer Freund des Volkes zu gelten.“ Als beiläufigen Versuch einer Erklärung fügt er hinzu, daß Schiller „weit mehr bedachte, was er sagte.“ Diese Erklärung kann in der That schon zum großen Teil genügen, wenn man sie nicht bloß in negativem, sondern hauptsächlich in positivem Sinne nimmt. Ja, Schiller bedachte auch als Dichter weit mehr, was er sagte, denn er bedachte stets, daß er zum Volke sprach. Der Dramatiker muß zum Volke reden können, wenn er Wirkung üben will. Schiller besaß dies Talent. Gerade seine Neigung zum Abstrakten, seine — wir wagen die Bezeichnung — metaphysische Phantasie war hier am Platze. Dazu kommt sein hyperbolischer Stil, im Laufe der Entwicklung zum grandiosen gemäßig, aber niemals aufgegeben, seine Kraft- und Donnerworte, seine Antithesenkunst, stets verbunden mit jener Fähigkeit, denselben Gedanken lebhaft zu variiren, die jedem Volksredner, ob bewußt oder unbewußt, vertraut sein wird. Goethe, der in Lied und Szene die Sprache des Volkes zu treffen wußte wie keiner, dessen plastische Phantasie mit der Natur wetteifert, Goethe, dessen Gestalten für uns eine Wirklichkeit erlangt haben, als hätten sie existirt, Goethe ist immer der Dichter der obern Zehntausend geblieben, während der im Äther der Ideen verlorne Schiller mit seinen Bühnenhelden und -Heldinnen zum Volksdichter wurde. Denn das Theater mit seinem breiten Publikum, mit seiner popularisirenden Tendenz, der sich nichts entziehen kann, was mit ihm in Berührung kommt, das Theater wird doch schließlich immer der hauptsächlichste Erklärungsgrund für Schillers Popularität bleiben. Der große, ideale Dichter war zugleich ein Theatergenie, nicht bloß ein dramatisches wie Shakespeare, das die innern Bedingungen des großen Lebensgedichtes instinktiv erkennt, sondern ein theatralisches, ein unbewußter Kenner der kleinsten dekorativen und szenischen Handgriffe, ein unfehlbarer Condireur des Publikums und seiner Stimmung, im ganzen ein Virtuose der komplizirten modernen Bühnentechnik. Wir heben aus dieser Sphäre nur das für unser Thema wichtige Moment hervor, die Wahl der Stoffe. Es ist ein in der Geschichte des Dramas ganz einzig dastehender Fall, daß man einem

Bühnendichter in dieser Beziehung keinen einzigen Fehlgriff nachweisen kann. In der „Braut von Messina“ ist es die Form, nicht der Stoff, welcher das Stück den Bühnen entfremdet. Der Stoff ist als Muster sogar für die Viteratur verhängnisvoll geworden, die Titelrolle noch jetzt das beliebte Meisterstück der „Heldenmütter.“ Was aber bewirkt diese glückliche Stoffwahl anders als ein scharfes Erfassen des dramatischen Prinzips der Zeit? Unter dramatischem Prinzip im allgemeinen verstehen wir stets einen Kampf, den Kampf des geistig Bedeutenden mit der materiellen Übermacht, der je nach dem glücklichen oder unglücklichen Ausgange entweder vor oder nach der Peripetie zu tragischen Konflikten führt. Die Alten besaßen in ihrem Kampfe gegen das Schicksal ein eminent dramatisches Prinzip, denn diese großartige Idee mit ihrer zweifellosen Gegebenheit erleichterte die Exposition, erhöhte die Würde und Wandlungsfähigkeit der Stoffe. Die Neuern, denen diese Idee abhanden gekommen war, mußten sie durch ihre Rudimente (Unberechenbarkeit des Menschlichen, unerbittliche Kausalität, Schuld, Wahnglaube u. s. w.) ersetzen. Es ist natürlich, daß sich mit der größern Wandelbarkeit der dramatischen Machtidée auch die Stoffe leichter verändern. Der Kampf der Zeit tritt in das Drama ein, die Passion des Mittelalters, die *ecclesia triumphans* der spanischen Dramatik, der Pfaffenspiegel und das alte Testament der Reformation. Daher sind auch kampflustige und an Kämpfen reiche Zeiten, Zeiten, in denen neue Verhältnisse sich vorbereiten, politische, religiöse oder rein geistige Gegensätze miteinander ringen, dem Drama stets günstig gewesen. Schon dem griechischen Drama, dessen äußern Höhepunkt Euripides bezeichnet und nicht Aeschylos. So grollt in Shakespeare und Corneille zweifellos das große politische Gewitter nach, das in ihrer Heimat die Freizügigkeit des hohen Adels am Felsen der monarchischen Gewalt zerschellen ließ. Schiller ist der Dramatiker der Revolutionszeit. In seinen Dramen kämpft die Volksidee mit dem absolutistischen Prinzip. Dieser Gegensatz geht — die theoretisch konzipirte „Braut von Messina“ ausgenommen — durch alle seine Stücke. Auch Wallenstein ist ein Volksmann, der selbstgewordene Lagerfürst, der sich auflehnen zu können glaubt gegen die scheinbare Schwäche einer historisch legalisirten Macht. Maria ist wieder in anderm Sinne die Volkskönigin, die im Untergange triumphirt über die Vertreter des Gesetzes, in der „Jungfrau“ gar nimmt das apotheosirte Volk die ganze Souveränität ins Schlepptau und zeigt, daß sie nichts sei ohne seine Gnade. Bei den andern Stücken ist auch der kürzeste Nachweis überflüssig.

Die Stoffwahl ist also eine von dramatischen Rücksichten eingegebene. Goethe hat in seinen — eben deshalb — populären Dramen dasselbe Stoffgebiet berührt. „Götz“ hat eine gewisse Ähnlichkeit mit „Wallenstein“, „Egmont“ bietet Berührungspunkte mit „Don Carlos.“ Aber man versuche sich einmal auszumalen, wie etwa Schiller diese Stoffe behandelt hätte! Wie ganz anders hätte er in diesen von der Zeit diktierten Themen sich des dramatischen Grund-

motivs bemächtigt, wie rücksichtslos hätte er es herausgearbeitet — für uns, die wir jetzt, von Goethes novellistischem und lyrischem Detail verwöhnt, gern das Drama der Dichtung opfern! Schillers Egmontbearbeitung von diesem Gesichtspunkte betrachtet würde manches verständlicher machen, vieles milder erscheinen lassen, was den rein poetischen Beurteiler (Goethe nicht am wenigsten) verletzete.

Man kann jedoch nicht genug betonen, daß diese Stoffwahl das einzige Zugeständnis ist, welches Schiller dem Geiste der Zeit bis an sein Ende darbrachte. Sein dramatisches Gefühl macht es ihm unmöglich, die Bühne zur Kanzel zu benutzen wie Lessing, oder sich in Charakteren und Situationen, wie er, von außerpoetischen Tendenzen bestimmen zu lassen. Es würde zu weit führen, darauf näher einzugehen, man vergleiche selbst daraufhin das Schillersche Jugendstück „Kabale und Liebe“ mit dem Lessingschen Pendant „Emilia Galotti.“ Gustav Freytag hat in der „Technik des Dramas“ die rein poetische Krystallisierung des Stoffes der „Luise Millerin“ zur Tragödie so auseinandergesetzt, wie sie war, wie sie beim dramatischen Dichter nicht anders sein kann. Schiller war als Dichter „immer gerecht,“ wie die Natur, die jener herrliche Chorgefang in der „Braut von Messina“ deswegen feiert. Schon in den Jugenddramen ist es erhebend, zu bemerken, wie sicher das poetische Urteil durch den Sturm und Drang des aufgeregten jugendlichen Geistes steuert. Alles wirklich Entscheidende ist doch schon hier ins Gebiet des rein Menschlichen verlegt, nicht ins Systematische und Doktrinäre. Schon hier das echt poetische Abwägen in der dramatischen Vorsehung, Point für Point, Schuld und Sühne, Ethos und Pathos. In jenem merkwürdigen Übergangsstücke, das man eine dramatische Konfession nennen könnte, jenem Stücke, in dem der dramatische Gedanke doch Herrscher bleibt über eine ganze andersartige Welt und das darum wie kein andres die Unzerstörbarkeit des dramatischen Genies beweist, im „Don Carlos“ steigert sich dies Abwägen bis zur Angstlichkeit. Philipp steigt, je mehr Carlos fällt, und Posa-Schiller hält die Wage. Wer dramatisch fein empfindet, wird es unterlassen, sich über die Jungfrau zu moquieren, die „sich furchtbar schnell verliebt in den britischen Lord.“

Es ist unter solchen Umständen nichts unsinniger, als einen Dramatiker wie Schiller der „Verherrlichung des politischen Mordes“ zu zeihen. Der doktrinäre politische Mord ist eben kein poetischer Vorwurf. Es ist gleichfalls aus diesem Grunde ungerechtfertigt, seine Verherrlichung der antiken poetischen Legende unterzuschieben. Die Alten wären nicht die Alten, wenn sie nicht seine Empfindung genug besessen hätten, solche an rein private Vorkommnisse anzuknüpfen, auf rein menschliche Motive zurückzuführen. Harmodios und Aristogeiton, Brutus, Virginius! Und vollends der Tell! Kann man ein unglücklicheres Beispiel wählen? Der Tell, den der weit schärfer blickende Börne gerade deswegen einen Feigling und Philister schalt, weil er unglücklicherweise bloß eine poetische dramatis persona ist und kein Demokrat im Kostüm des vierzehnten

Jahrhunderts! Der Tell übertreibt ja fast seine Versicherungen, daß er mit dem Landvogt eine Privatsache auszusechten habe, daß er ihm nicht anders bekommen könne, „dem Herzen des Todfeindes, der ihn will verderben.“ Dem Geschoß, das er so unmenschlich herausgefordert, muß der Unmensch erliegen, der Unmensch, nicht der Landvogt. Das ist der dramatische Mord im „Tell.“ Sollen wir uns in Ausführungen ergehen, wie Tell im Stücke auftritt, welche Stellung er dem Bunde gegenüber einnimmt, sollen wir das Gespräch mit Walter breitreten? Kennt man den „Tell“ etwa nicht, oder ist der „Tell“ unklar, daß er des Kommentars bedürfte? Leider, er wird an diesem Punkte fast undramatisch klar. War es wirklich, wie Goethe meint, der Einfluß der Frauen, oder war es wieder Schillers peinliche Gewissenhaftigkeit, der wir den traurigen Gesellen, den Parricida, verdanken? Er tritt auf, um sich sagen zu lassen:

Unglücklicher!

Darfst du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen
Mit der gerechten Notwehr eines Vaters?
Hast du der Kinder liebes Haupt verteidigt?
Des Herdes Heiligtum beschützt? Das Schrecklichste,
Das Letzte von den Deinen abgewehrt?

Nicht umsonst hat Schiller seinen Tyrannen Gefßler mit jenen Zügen persönlicher Grausamkeit ausgestattet. Hier finde unsre obige Andeutung Beachtung, daß der Druck, welcher auf seiner Jugend lastete, in seiner dramatischen Dichtung zur glücklichen Lösung gelangte. Einen Zug zum Harten und Grausamen, mindestens Abhärtung dagegen haben feinsinnige Kunstphilosophen (besonders Schopenhauer) stets als integrierenden Bestandteil des dramatischen Talents erkannt. Goethe, der doch so wohl erkannte, weshalb es ihm unmöglich sei, eine wirkliche Tragödie zu schaffen, stand diesem Zuge bei Schiller trotzdem mit Befremden gegenüber. Daß Schiller in der Egmontbearbeitung den Herzog Alba maskirt der Verurteilung beiwohnen lassen wollte, erschien ihm als unerklärliche Verirrung. Daher kann er auch Schillers Gefßler den seinen so ruhig entgegensetzen, wie er ihn für das Tell-Epos plante: „Einen Tyrannen, aber von der behaglichen Sorte, der gelegentlich Gutes thut, wenn es ihm Spaß macht, und gelegentlich Schlechtes thut, wenn es ihm Spaß macht, und dem übrigens das Volk und dessen Wohl und Wehe so gleichgiltige Dinge sind, als ob sie gar nicht existirten.“ Nein, der tragische Konflikt kann solche Tyrannen nicht brauchen. Er braucht grausame Tyrannen, Tyrannen, die menschlich fehlen und menschlich dafür büßen. Nur der darf Hand an sie legen, der ein Recht auf sie hat als Mensch. Giebt es einen zwingenderen Beleg dafür als Shakespeares Macduff? Aber wozu Belege, da dies uns im Gegenteile eine Regel scheint, an der man jedes derartige Drama prüfen kann. Es ist sehr bedenklich, wenn eines diese Probe nicht besteht.

Dann ist es aber auch gleichgiltig, wer das Attentat verübt, ob ein Ad-

licher, ein Bürger oder ein Bauer. Er kann zum dramatischen Helden und seine That poetisch verherrlicht werden, denn er ist ein Mensch. Der „politische Mörder“ aber kann nie zum dramatischen Helden werden, denn er ist entweder ein Verrückter oder eine bössartige, des einfachsten sittlichen Gefühles bare Bestie.

Möchte um dieses kurzen Resultates willen die Untersuchung über das politische Bekenntnis unsers großen Dichters nicht als zu umständlich befunden werden. Sie erschien in allen Teilen zu diesem Zwecke durchaus notwendig. Vielleicht ist sie dem und jenem willkommen, dem bei dem vulgären Geschwätz von Schillers Demokratie mit dem Gefühle der Unrichtigkeit nicht gleich das nötige Beweismaterial aufsteigt. Ob dasselbe freilich imstande sein wird, zu überzeugen, dafür können wir bei der modernen Ausdehnung der Überzeugungs-treue auf alle Gebiete nicht mehr eintreten.



Margarethe von Navarra.



Unter den Frauen, die sich in der französischen Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts einen Namen erworben haben, sei es durch weibliche Tugenden, sei es durch fast männliche Herrschergabe, heben sich zwei Gestalten als ganz besonders geartet hervor: Margarethe von Navarra und ihre Tochter Johanna. Inmitten der Greuel- und Blutzgenen, welche die damalige Geschichte Frankreichs füllen, gewährt das edle Bild dieser königlichen Frauen doppelte Freude. An einer guten Lebensbeschreibung Margarethens fehlte es bisher in Deutschland. Umso dankbarer müssen wir es begrüßen, daß ein so berufener Mann wie Lotheisen an das Unternehmen, uns ihr Leben zu schildern, herangetreten ist. *) In glücklich gewählter Form, die dem Gelehrten durch zahlreiche Quellenachweise eingehendere Forschungen ermöglicht und zugleich einem weitem Leserkreise eine ansprechende Erzählung bietet, hat er seine Aufgabe in jeder Beziehung vortrefflich gelöst.

Königin Margarethe war das älteste Kind des Grafen Karl von Angoulême, im Jahre 1492 geboren, ihr Bruder, der nachmalige König Franz, war zwei Jahre jünger. Ihre Familienverhältnisse waren die glänzendsten, ihr Vater war ein Sprosse der Orleans, ihre Mutter Louise stammte aus dem Hause

*) Königin Margarethe von Navarra. Ein Kultur- und Literaturbild aus der Zeit der französischen Reformation von Ferdinand Lotheisen. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur, 1885.